

Dieser Weg führte mich in die Arbeit von katholischen Verbänden, in die internationale Arbeit, in die parlamentarische Arbeit und in die Gemeindepolitik. So setzt sich heute mein Leben aus verschiedenen Teilen zusammen. Zusätzlich arbeite ich frei, je nach Arbeitsanfall, noch in der Erwachsenenbildung, vor allem in der Frauen- und Arbeitnehmerbildung.

Diese Art von Leben fordert von uns allen (Mann und Kinder) recht viel Flexibilität. Ein starres Rollendenken ist unmöglich. Ich kann meine Situation als privilegiert anschauen. Ich spüre aber auch das Widersprüchliche. Durch diese Art von Arbeit bin ich selber nicht stehengeblieben, ich habe mich weitergebildet, ich habe sehr viele Kontakte nach außen, ich habe Mut, etwas anzupacken. Trotzdem stehe ich, finanziell gesehen, in der Abhängigkeit von meinem Mann. Meine Absicherung für das Alter, bei einer Notsituation, ist von ihm und seinem Einkommen abhängig. So steht mein Leben zu einem Teil im Widerspruch zu dem, was ich mir für uns Frauen wünsche. Unser Sozialversicherungswerk macht es uns schwer, hier auf eine Arbeitsteilung in allen Belangen umzustellen: Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Kindererziehung, Arbeit für die Gemeinschaft.

## Monika Peikert

Hängend am Strauch der Verzweiflung  
und doch auswartend bis die Sage des Blühens  
in ihre Wahrsagung tritt – Zauberkundig –  
plötzlich der Weißdorn ist außer sich  
vom Tod in das Leben geraten. (Nelly Sachs)

Diese Gedichtzeilen kommen mir in den Sinn und drücken ein Stück meiner Befindlichkeit aus, wenn ich an die Tage im Herbst 1989 denke und an die Umbruchsituation, die jetzt unsere Lebenswirklichkeit ausmacht. Ich gehöre zu den Frauen, die – jetzt 50jährig – 40 Jahre in der DDR gelebt haben – mit guten menschlichen und systembedingt sehr leidvollen Erfahrungen. Die errungene Freiheit und Einheit sind für mich Geschenk und Erlösung von einem Alptraum. In dem atemberaubenden Tempo des Anschlusses an die Bundesrepublik aber erleben wir Verunsicherung und Existenzangst, vor allem dort, wo beide Partner in einer Familie ihre Arbeitsstellen verlieren. Die Veränderungen treffen gleichzeitig alle Bereiche unseres Lebens.

Wie die meisten Frauen war ich berufstätig – was neben einem in seinem Beruf sehr engagierten und häufig abwesenden Mann und drei (nun schon erwachsenen) Söhnen nicht einfach war. Berufstätigkeit war für mich und viele Frauen in der DDR notwendig einmal für den Unterhalt der Familie; zum anderen wollte ich gern in meinem Beruf arbeiten aus Freude, um eigener Selbständigkeit und um des Kontaktes zu anderen Menschen willen. Da ich die Kinder nicht in eine Krippenerziehung geben wollte, mußte ich meine Arbeitsstelle wechseln, um eine Teilzeitarbeit zu bekommen, in der ich heute noch tätig bin (30 Stunden wöchentlich). Dieses Leben mit Kompromissen – eine von den Männern an die Frauen mit allzu großer Selbstverständlichkeit gerichtete Erwartung – teilen viele Frauen, oft zu ihrem Nachteil (Wechsel in schlechter

bezahlte bzw. berufsfremde Teilzeitarbeit). Soziale Kindereinrichtungen und andere Maßnahmen ermöglichten den Frauen die Verbindung von Familie und Beruf, dennoch darf auch hier die Kehrseite dieses Stückes Eigenständigkeit nicht vergessen werden: gefragt war staatlicherseits die dringend benötigte Arbeitskraft der Frau – nicht ihre Würde und erst recht nicht die der Kinder. Inzwischen sind mehr als die Hälfte der Arbeitslosen Frauen.

Partnerschaft und Gleichwertigkeit als Frau zu erfahren, sind auch in unserem kirchlichen Raum selten möglich. Ich muß noch weit fahren, um eine Eucharistiefeier zu erleben, in der ich mich auch als Frau angesprochen fühle: wo vor der Lesung nicht nur die Brüder angesprochen und nicht nur diese in Liedern zum Loben und Wohlgemutsein aufgefordert werden, wo im Altarraum Frauen und Männer, Mädchen und Jungen gemeinsam mit dem Priester den Gottesdienst mitgestalten. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß unser Einsatz und unsere Dienste gefragt sind – ehrenamtlich natürlich. Nichts gegen das notwendige Ehrenamt – wenn es nur den Wert und die Ehre behält, die in seinem Namen liegen. – Jahrelang bemühten sich Seelsorgehelferinnen vergeblich um eine Änderung ihrer leicht diskriminierenden Berufsbezeichnung. Der Anschluß macht's möglich: jetzt dürfen sie sich Gemeindereferentinnen nennen. Ich wünsche mir sehr, daß sich in unserer Kirche zuinnerst Wende vollzieht, damit Frauen und Männer gleichermaßen und partnerschaftlich die befreiende Botschaft des Evangeliums glaubwürdig verkünden und erfahren können. Ich wünsche mir sehr, daß wir im Land der Reformation, in Sachsen, nicht nur eine Ökumene m. b. H. (mit beschränkter Haftung, wie es ein Priester treffend ironisch formulierte) leben, sondern mit aller Aufgeschlossenheit unsere vielen Gemeinsamkeiten.

## **Eva Petrik**

*Rückblickend* auf etwa sechs Lebensjahrzehnte kann ich feststellen, daß ich

– nach außen hin einen sehr „alltäglichen“ Lebenslauf in sehr herkömmlicher Reihenfolge (Schule, Universitätsstudium, Beruf, Heirat, Kindererziehung, Wiedereinstieg in Beruf und kirchliches und politisches Engagement, baldige Pensionierung) aufweise,

– andererseits aber, eher unkonventionell und etwas verrückt, in maximal Zehnjahresabständen immer wieder Neues begonnen habe.

Die Erfahrungen dieser Lebensweise sind solche, die Frauen heute vielfach machen:

– Eingespant in den Rahmen tradierter Konventionen machen wir uns auf die Suche nach eigener Identität und auf den Weg individueller Lebensgestaltung. Daß wir den Rahmen dabei manchmal sprengen, schockiert – vor allem Männer. Für die Gesellschaft ist dieser Schock heilsam.

– Für steten Neubeginn offensein braucht Flexibilität und hält lebendig. Diese wache Lebendigkeit von Frauen bricht versteinerte (männliche?) Strukturen auf und wirkt gesellschaftsverändernd.